

rung nicht den gleichen Willen erkennen können, sich an die Abmachungen zu halten. Vielmehr hat sich seit der Unterzeichnung die Lage der Schulen, der Ordenshäuser und des Caritasverbandes immer mehr verschlechtert. Der Unterrichtsminister weigerte sich offen, die Rechte der Kirche, die in der Vereinbarung bestätigt sind, anzuerkennen. Man hat unter großen Schwierigkeiten eine Konferenz der Bischöfe unter Teilnahme von Vertretern der Regierung vorbereitet. Aber die Regierung hat sich um diese Bemühungen offenkundig nicht gekümmert. Man machte die Ausführung der Vereinbarung von der Unterschrift der Bischöfe unter den Aufruf für den Frieden abhängig. Aber auch als sie unterschrieben hatten, tat man nichts. Wir stehen vor einem Widerspruch: Vom Episkopat verlangt man immer neue Zugeständnisse, während die Regierung seit Monaten nur neue Versprechungen macht. ... Wir sehen keinen anderen Weg für die unumgänglich notwendige Befriedung der Gemüter und für die nationale Einheit als den, den Kampf gegen die Religion aufzugeben. Die Tatsache, daß dieser Kampf entfesselt wurde gerade zu einer Zeit, da man eine neue soziale Ordnung schaffen will, ist um so schmerzlicher, weil der Kampf den so sehr ersehnten sozialen Fortschritt, im christlichen Geist, verhindern wird. ... Der Episkopat wird nicht aufhören das Evangelium Christi zu verkünden, damit die Völker von der sozialen Ungerechtigkeit befreit und die Grundlagen eines wahren Friedens vertieft werden.“

Wilhelm de Vries S. J.

Die freien Waldorfschulen

Die freien Waldorfschulen Westdeutschlands veranstalteten vom 26. bis 28. Januar 1951 in München eine Tagung, die vor allem der Werbung diente. Die damit verbundene Ausstellung von Schülerarbeiten der Münchener Schule vermittelte einen Einblick in die Art und Weise der erzieherischen Tätigkeit die-

ser Schulen. Die teilweise hervorragenden Leistungen — namentlich auf handwerklichem und kunstgewerblichem Gebiet wurden sowohl von Knaben als auch von Mädchen bemerkenswerte Stücke hergestellt — lassen es verstehen, daß die Zahl dieser Schulen in Westdeutschland auf 24 gestiegen ist. Die meisten von ihnen zählen etwa 4—500 Kinder, die Schulen in Hannover und Hamburg etwa 1000, während Stuttgart, wo die erste Waldorfschule 1919 gegründet wurde, über 1800 Kinder zählt. Alle Altersklassen, vom Kindergarten bis zum Abitur, sind in ihnen vertreten.

Als Werkschule der Waldorf-Astoria-Zigarettenfabrik wurde die erste unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg von einem Schüler Rudolf Steiners gegründet. Der eigentliche Aufschwung dieser Schulen geht aber erst auf die Jahre nach dem zweiten Weltkrieg zurück, da das Dritte Reich der Anthroposophie und damit auch den Waldorfschulen ablehnend gegenüberstand.

Steiner übernahm damals auf Bitten seines Schülers selbst die Leitung der Schule. Er stellte jedoch die Bedingung, daß die Anstalt allen Klassen und Ständen zugänglich sein müßte. So wurde die Schule nach seinen Plänen und Lehren aufgebaut. Anders als in den bei uns bekannten Schulen führt die Waldorfschule in 12 Klassen vom volksschulpflichtigen Alter bis zum Abitur. Sie ist nicht so sehr nach dem Alter gegliedert als viel mehr nach Entwicklungsstufen, die jeweils durch Lebensjahrsiepte bestimmt werden. Knaben und Mädchen werden durch alle Altersstufen gemeinsam erzogen. Auch der Unterschied der Konfessionen wird nicht berücksichtigt.

Daß die Schule es versteht, auch den abstraktesten Stoff, etwa die Mathematik, den Kindern anschaulich darzubieten, machte die Ausstellung oft überraschend klar. Anschauung und Erfahrung gehören zu den wesentlichen Elementen der Steinerschen Lehre. „Es gibt zwei Zauberworte, welche angeben, wie das Kind in ein Verhältnis zu seiner

Umgebung tritt. Diese sind: Nachahmung und Vorbild“ (Steiner, Die Erziehung des Kindes vom Gesichtspunkte der Geisteswissenschaft, Stuttgart 1948, S. 26). Darum beginnt man in der Waldorfschule schon auf der untersten Klasse, da der Nachahmungstrieb noch am stärksten ist, mit dem Erlernen moderner Fremdsprachen. So bleibt dem Kind das in späteren Jahren nur reflexe und darum mit mancher Mühseligkeit verbundene Erlernen der Aussprache und anderer elementarer Bestandteile der Sprache erspart. Die Hefte der Unterstufe etwa zeigten reizende französische Gedichte, von den Kindern in einer Schrift geschrieben, die nach ihrem Empfinden dem Inhalt entsprach. Diese Schrift war wieder mit oft köstlichen Bildern verziert, deren Farben je den Empfindungsgehalt des Bildes wiedergeben suchten. Steiner legt in seiner Lehre großen Nachdruck auf die Farben und ihre Bedeutung. Es geht der Schule vor allem darum, dem Kind die „Begegnung mit dem reinen Phänomen“ zu verschaffen. Das Kind soll zum Erlebnis der Dinge geführt werden. Es sei eine der größten Aufregungen in der untersten Klasse, wenn die Kinder entdeckten, wie etwa aus der Vermischung der blauen und gelben Wasserfarbe grün entstünde. Das ist zweifellos eine richtige und wichtige Erkenntnis, die nur allzu oft in einseitig intellektualistisch ausgerichteten Schulen übersehen wird. Nur jene Wahrheiten gewinnen für den Menschen eine das Leben gestaltende Nähe, deren Wirklichkeit ihm einmal voll bewußt geworden ist. Nur eine Erziehung, die den Menschen als Ganzes versteht, die alle seine Kräfte anspricht und ihn in das Ganze einer einheitlich aufgefaßten Welt hineinstellt, wird so etwas leisten können. Man will zwar aus den Kindern keine Anthroposophen machen — sie sollen wahre Menschen werden —, aber der ganzen Erziehung liegt doch das Weltbild Rudolf Steiners, dem man eine gewisse Einheit nicht absprechen kann, zugrunde.

Die Aufgabe des Lehrers an einer solchen Schule scheint schwieriger zu sein als an andern Schulen. Er braucht viel Verständnis und eine nicht geringe Einfühlungsgabe. Vor allem aber muß er von seinem Beruf bis ins Innerste wirklich ergriffen sein. Die Vorträge der Tagung ließen zwar auch erkennen, daß den Lehrern ein gründliches und gutes pädagogisches Wissen zur Verfügung steht; aber dieser Eindruck verschwand fast neben dem andern, daß sie mit Leidenschaft Erzieher sind. Neben dem Streben nach Anschauung verdanken die Waldorfschulen wohl dieser Einstellung der Lehrer ihren Erfolg. Die Hingabe des Erziehers an seinen Beruf, seine Freude an ihm, vermag offenbar im Kind jene Kräfte aufzurufen, die ohne diese menschliche Begegnung nicht geweckt würden. Von daher erklärt sich wohl auch das allgemein gute Verhältnis der Schüler zu den Lehrern. Dazu kommt, daß die Anthroposophie Rudolf Steiners — die Lehrer bekennen sich ohne Ausnahme zu ihr — den Menschen immer wieder auf gewisse ethische Grundhaltungen hinweist, auf Wahrhaftigkeit, Demut, Ehrfurcht. Und wieder geht es um die Anschauung dieser Tugenden an einem Menschen, in diesem Fall also am Lehrer. Er soll nicht davon reden, sondern soll selbst ein wahrhaftiger, demütiger, ehrfürchtiger Mensch sein; als solcher wird er die Kinder zu ebensolchen Menschen erziehen.

So hoch diese Bemühungen der Waldorfschulen und ihre erreichten Ergebnisse auch anzusehen sind, und so gewiß man ihre pädagogischen Methoden nicht einfach als zu frei ablehnen sollte, sondern manches übernehmen könnte, so wird man die Schule als Ganzes vom katholischen Standpunkt aus ablehnen müssen. In allen Vorträgen wurde geradezu leidenschaftlich gegen einen Vorwurf protestiert: die Waldorfschule sei eine Weltanschauungsschule. Das sei so falsch wie nur irgendetwas. Die Kinder sollten zwar lernen, die Welt anzuschauen, sie dürften jedoch auf keinen Fall in eine dogmatische Enge gezwängt

werden. Das sei ein Verbrechen am Kind. Man wolle sie zu echten, wahren Menschen heranbilden, im goethischen Sinn der reinen Menschlichkeit. Erst später sollten sie sich auf Grund persönlicher Entscheidung eine Weltanschauung erwerben. Den Lehrer dürfe die künftige Weltanschauung seiner Schüler nicht im geringsten interessieren. Zehn Jahre später freilich habe er kein brennenderes Interesse als dieses, ob seine ehemaligen Schüler eine persönliche Weltanschauung gewonnen hätten. Aber es sei ihm gleichgültig, ob dies die katholische, protestantische oder auch anthroposophische sei.

So verlockend und überzeugend diese Ansichten dem modernen Menschen auch zu sein scheinen — man konnte an diesen Stellen jeweils besondere Kundgebungen des Beifalls hören —, sie sind falsch. Ihre Unrichtigkeit wird schon dadurch erwiesen, daß die Kinder in Wirklichkeit doch anthroposophisch beeinflusst werden, wie dies bei einer aus so einheitlichem Geist geformten Schule auch gar nicht anders denkbar ist. Was soll man sagen, wenn einer der Kleinsten bereits von sich sagt, er sei schon einmal als Tier in der Welt gewesen? Der Widerspruch, der darin lag, daß einerseits heftig gegen die Behauptung, die Waldorfschule sei eine Weltanschauungsschule, protestiert wurde, und daß fast im gleichen Atemzug gesagt wurde, die Erziehung und die pädagogischen Erkenntnisse dieser Schulen seien nur auf Grund der Anthroposophie möglich, wurde offenbar nicht empfunden. Die Anthroposophie durchdringt in der Tat den gesamten Unterricht und die Erziehung. Das fängt an mit der Bedeutung der Farben, in denen die Bilder gemalt werden, und geht bis zu dem Punkt, da die Geschichte des Neuen Testaments völlig in einer Linie mit den Mythen des Irans, der Griechen, Römer und Germanen gesehen wird. Soll etwa das Kind selbst den fundamentalen Unterschied zwischen dem echt geschichtlichen Ereignis der Heilsgeschichte und den Mythologien und Fabeln der Hei-

den finden? Aber der Anthroposophie geht es auch gar nicht darum, das festzustellen; ihr liegt gerade daran, diesen wesentlichen Punkt zu verschleiern, indem sie sich in das „geistige Verständnis“ des Neuen Testaments flüchtet. Allenthalben konnte man den Geist einer popularisierenden vergleichenden Religionsgeschichte feststellen, der zwar noch zu Steiners Zeiten als das A und O der Bibelwissenschaft gelten mochte, aber heute reichlich antiquiert erscheint.

Dazu kommt ein anderer Punkt. Das Menschenbild Steiners und seiner Anthroposophie ist falsch. Es ist nicht einmal ein Stückwerk, wie etwa das der Griechen, eines Sokrates, eines Plato, die immer wieder angerufen wurden. Es ist eine Verzerrung. Der Mensch ist nicht zum wahren und echten Menschentum berufen, sondern zum Christsein. Beides schließt sich nicht aus, weil alle echten und wahren menschlichen Tugenden in Christus aufgenommen sind. In diesem Sinn sprach Tertullian von der „anima naturaliter christiana“, vom Menschen, der seinem Wesen nach auf Christus hingeeordnet ist. Und da die Philosophie der Griechen vom Guten und Schönen sprach und dies dem Menschen als etwas Erstrebenswertes hinstellte, so trugen die alexandrinischen Theologen kein Bedenken, diese Philosophie als eine „Erzieherin zu Christus“ anzusprechen. Diese von der griechischen Philosophie gebildete Menschheit wartete gleichsam darauf, von Christus aufgenommen zu werden. Und insofern liegt bereits der Glanz des Kommenden über ihr. Aber gerade das leugnet die Anthroposophie. Nicht nur daß sie die einzigartigsten Unterschiede zwischen Christus und den Philosophen leugnet und verwischt, sie verneint auch die Hinordnung des Menschen auf Christus. Wie anders könnte sie sonst von dogmatischer Verengung sprechen, wenn das Kind von klein an schon zu Christus hingeführt werden soll. Sie meint nämlich, die Wahrheiten des Christentums kämen dem Menschen von außen und seien darum nicht seinem Wesen gemäß.

Das Christentum kommt zwar „von außen“, nämlich „von oben“, in die Welt, aber es ist nicht „von außen“ im Sinne von etwas dem Menschen Fremden in der Welt. Weil der Mensch „von oben“ her angesprochen ist, darum ist er Christus gegenüber nicht so frei, wie es die Anthroposophie gerne verstehen möchte. Wo die „von oben“, von Gott her angeordnete Bestimmung des Menschen auf Christus hin, und zwar auf den Christus der Schrift, nicht auf den Christus des anthroposophischen Geistverständnisses, gelehnet wird, werden die schönsten menschlichen Tugenden zu Zerrbildern; sie verlieren den reinen Glanz des Menschlichen und erstarren zur eisigen Kälte der christusfernen Welt.

Da man dies den frischen und fröhlichen Kindern erspart wissen möchte, kann man nur bedauern, daß diese Schulen auf dem Gebiet, das allen christlichen Eltern so tief am Herzen liegt, der Erziehung zu Christus so völlig versagen. Aber in eben dieser Zwiespältigkeit sind sie eine fordernde Mahnung an die christliche Schule und ihre Lehrer.

Oskar Simmel S. J.

Die Anfänge eines großen Missionars

Das alte China hat sich viele Jahrhunderte gegen fremde Einflüsse gesperrt und ist doch immer wieder von fremden Wellen, sei es nun geistig, wirtschaftlich oder politisch-militärisch überspült worden. Für die Auffassung mancher Europäer schien es zu schlafen, einen Schlaf im Dornröschenschloß einer uralten Kultur, die im Westen weniger nach ihren positiven Werten als vielmehr nach ihren alten Zöpfen bekannt war. Die unaufhörlichen Revolutionen, Kriege, Aufstände und Bürgerkriege der letzten Jahrhunderte sind die äußeren Kennzeichen der Krise, in welche die alte ostasiatische Kultur- und Gesellschaftsordnung nicht zuletzt durch die Berührung mit westlichen Ideen geraten ist. Wir sind heute Zeugen einer Phase

dieser Krise. Wie sie ausgehen wird, ist auch für uns folgeschwer.

Das China, welches in dem Werk erscheint, das Pasquale M. D'Elia S. J. herausgibt, den *Fonti Ricciane*¹, ist noch nicht das der sozialen und nationalen Zuckungen und Kämpfe, noch nicht das vom Nihilismus gefährdete China, sondern jenes alte, weise, ein wenig korrupte aber im ganzen feudal-vornehme der Mandarinen, der bezopften Würdenträger und der in seidenen Gewändern einherschreitenden Gelehrten. Das Land der Tempel, Türme, mittelalterlichen Städte und der eleganten Poesie.

Was Ricci in dem uns vorliegenden ersten Band darüber erzählt, ist allerdings alles andere als Romantik oder Abenteuer eines Weltreisenden. Es sind die fast militärisch knappen Berichte eines Missionars. Aber er hat offene Augen und betritt das fremde Land mit dem Willen, ihm zwar das Kreuz und die Frohbotschaft zu bringen, aber seine nationale Kultur zu achten und sich anzueignen. Er will den Chinesen ein Chinese werden, um sie für die Kirche und Christus zu gewinnen. Er ist selbst Gelehrter und weiß den Weg der Wissenschaft und Bildung zu gehen, um seinem Missionsanliegen Türen zu öffnen.

P. Pasquale D'Elia, der Herausgeber, war selbst siebzehn Jahre in China, er beherrscht nicht nur die chinesische Sprache, sondern kennt auch die Sitten, Gebräuche, Gesetze, die Religionen und die Geschichte Chinas. Daher war er in der Lage, dem nüchternen, oft nur abrißhaften Bericht Riccis wertvolle Ergänzungen und Erklärungen, Hinweise und manchmal auch Berichtigungen beizufügen. Seine besonderen Forschungen setzen ihn instand, mit einem wissenschaftlich gesichteten Material zu arbeiten.

Dreimal ist das Christentum ins Reich der Mitte getragen worden. Das erste-

¹) *Fonti Ricciane* edite e commentate da Pasquale M. D'Elia S. J. sotto il patrocinio della Reale Accademia D'Italia. Volume I *Storia dell'introduzione del Cristianesimo in Cina*. Roma, La Libreria dello Stato, 1942.